

Beilage zu Nr. 27 des Grenzboten.

Neuenbürg, Donnerstag den 18. Februar 1897.

Die Maximal-Arbeitszeit.

Das Agitationsbedürfnis verleitet die sozialdemokratische Reichstagsfraktion fortgesetzt zu gewagten Anträgen. Zu ihnen gehört die alljährlich wiederkehrende und so auch jetzt wieder (am letzten Donnerstag) im Reichstag mit überreichem Wortauswand vorgetragene Forderung des achtstündigen Normalarbeitstages für alle Lohnarbeiter.

Es ist für Jedermann, der die Entwicklung und die Thaten der sozialdemokratischen Partei verfolgt hat, ganz klar, daß die Forderung des allgemeinen Achtstundentages nichts Anderes ist als ein Agitationsmittel, als ein Jagdstück, an dessen Durchführbarkeit der denkende Parteimann wohl selbst nicht glaubt. Das Streben nach Verkürzung der Arbeitszeit überhaupt ist erklärlich und vernünftig. Aber die unterschiedslose Festsetzung der Arbeitszeit auf ein bestimmtes Stundenmaß, diese aller technischen Entwicklung und wirtschaftlichen Verschiedenartigkeit direkt widersprechende Schablonisierung kann unsern Beifall nicht finden, und wir teilen hierin den Standpunkt der weitaus größten Mehrheit des Reichstages, die den sozialdemokratischen Antrag mit Entschiedenheit zurückwies. Aus demselben Grunde haben wir selbst Bedenken gegen den Antrag Hitze, wonach eine wöchentliche Arbeitszeit von 63 Stunden eingeführt werden soll. Es ist hier dem Arbeitgeber eine weit größere Freiheit gewährt, aber selbst diese Festsetzung riecht zu sehr nach Schablone.

Die Arbeitszeiten müssen in den verschiedenen Berufen verschieden sein — darüber hilft keine, noch so gewandte Sophistik hinweg. Es ist doch selbstverständlich, daß z. B. ein Pferdebahnschaffner, der sich körperlich nicht so sehr strapaziert, eine längere Arbeitszeit haben kann und muß wie etwa ein Friseur, der in unmittelbarer Nähe des glühenden Dampfessels arbeitet, oder wie ein Bergmann, der im dumpfen Schacht der Erde hockt.

Was aber die Hauptsache ist: ein allgemeiner achtstündiger Arbeitstag, wenn er nicht gleichzeitig in der ganzen Welt eingeführt würde, müßte die deutsche Industrie mit einem Schlage der auswärtigen Konkurrenz bedingungslos unterwerfen, also zu Grunde richten, und so auch den Arbeitern jede Arbeitsgelegenheit nehmen. Die Neußerung des sozialdemokratischen Abgeordneten Fischer, daß die deutsche Industrie bei ihren „ungeheuren“ Dividenden getrost den ungünstigen Wettkampf mit dem Auslande aufnehmen könne, da sie das Ausland bald zu einer Nachahmung ihres guten Beispiels zwingen werde, soll dem Phrasenschatz der Sozialdemokratie neidlos verbleiben. Die Wirklichkeit geht ihre eigenen Wege, und den Schaden des achtstündigen Arbeitstages hätten an erster Stelle nur die Arbeiter, die dann wohl wirklich eine endlose unbeschäftigte „industrielle Reserve-Armee“ verkörpern würde.

Zur Zeit giebt es eine solche wie die statistischen Erhebungen über die Arbeitslosigkeit darthun, thatsächlich nicht. Sie existiert nur in der Phantasie der sozialdemokratischen Parlamentarier, die sie für ihre Zwecke brauchen. Die Wahrheit ist, daß bei einer allgemeinen Einschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden eine Verstärkung der industriellen Arbeiterschaft um mindestens zwanzig Prozent und dann — wie Frhr. v. Stumm treffend bemerkte — entweder die Entbildung des platten Landes von seinen jetzigen Arbeitskräften oder die Einführung von Rulis notwendig werden würde. Der Achtstundenarbeitstag ist also abgethan.

Er könnte keinesfalls mit einem Ruck, auf allen Gebieten mit einem Male, er könnte nur allmählich erfolgen. Und hierbei muß auch beachtet werden, daß die Arbeitsleute auf der Grundlage ihrer Erziehung, ihrer Gewohnheiten heutzutage vielfach gar nicht wissen würden, was sie mit ihrer erweiterten freien Zeit anfangen sollten. Manche strebsame Männer würden sie wohl zu ihrer weiteren Ausbildung, zur Pflege

ihrer Gesundheit und des Familienlebens nutzbringend anwenden, andere aber würden, wie die Dinge nun heute einmal liegen, aus Langeweile, aus Beschäftigungslosigkeit den Kneipen ein erhöhtes Interesse zuwenden und einen wenig erfreulichen Gebrauch von ihrer Freizeit machen. Manchem ist die allzu viele freie Zeit zum Fluch geworden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Frage: Wie verkürzen wir dem Arbeiter seine Arbeitszeit? innig verknüpft ist mit der Frage: Wie beschäftigt sich der Arbeiter in seiner freien Zeit? Die Verminderung der Arbeitsstunden muß notwendig Hand in Hand gehen mit den Bestrebungen zur Verbesserung der kulturellen Stellung der Arbeiter, zur Vermehrung ihrer geistigen Bedürfnisse, auf daß sie einen wahren Nutzen von ihrer neu erworbenen Freiheit davontragen.

Ein russisches Urteil über das deutsche Heer.

In die von einem Teil der französischen Presse nicht ohne erhebliche Ungeschicklichkeit geführte Erörterung über Wert und Unwert der Heere wird jetzt von russischer Seite ein bemerkenswertes Urteil eines ausgesprochenen chauvinistisch-russischen Franzosenfreundes, des berühmten Generals Skobelew, geworfen. Das Jahrbuch des „Wojenny Sbornik“ bringt nämlich einen Bericht, den General Skobelew über die bei den großen deutschen Manövern des Jahres 1879 empfangenen Eindrücke verfaßt hat, und in dem er die Vorzüge des deutschen Heeres rückhaltlos anerkennt. Hier ein kurzer Auszug:

Während der Manöver, berichtet der General, hatte ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit, irgend eine Unordnung infolge unklarer oder falsch verstandener Befehle zu bemerken. . . . Das Pflichtgefühl, einander aus der Klemme zu helfen, ist im höchsten Maße entwickelt, ebenso die Initiative; Furcht vor Verantwortung fehlt dem Mann, daß ein Fall, wo deutsche Truppen völlig den Kopf verlieren, kaum denkbar ist. . . . Die Disziplin ist sehr streng, und was am wichtigsten ist, sie entspricht der Denkweise des Volkes und den Sympathien der Gesellschaft. . . . Diese Disziplin ist nicht bloß eine äußerliche, sondern durchdringt das ganze Wesen sowohl des Offiziers als auch des Soldaten; sie ist nicht das Ergebnis irgend eines Systems, sondern das Ergebnis der Selamtheit der Volkanschauungen, die ihrerseits wieder aus der Geschichte dieses Volkes fließen. Die vorzügliche Disziplin der deutschen Truppen verblüfft in der Stadt, Feldzug, auf Wandern. Ueberall herrscht Stille, Sauberkeit, Anstand. . . . Die Offiziere geben durch Pflichterfüllung ein rühmliches Beispiel. . . . Die in Rußland verbreitete Ansicht, die Pferde der deutschen Kavallerie seien schlecht, ist unbegründet. Die deutsche Artillerie verstand selbst dem Gegner Achtung abzubringen. Ein französischer Militäragent hat auf die Frage, was in der preussischen Armee ihn am meisten froppiere, geantwortet: „Nach dem Generalstab — die Fähigkeit der Artillerie, vernünftig und heldenmütig zu sterben“.

Der in Frankreich seinerzeit sehr verehrte General Skobelew, bemerkt dazu die Strahb. Post, wird doch nun hoffentlich wegen solcher Ansichten nicht noch nachträglich verletzert werden.

Unterhaltender Teufel.

Um ein Augenpaar.

Historische Erzählung von Victor Straß.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er machte eine kleine Pause. Mehrere der Anwesenden nickten zustimmend.

„Ihr gebt es zu, meine Freunde und Mitbürger! Damit ist wohl am besten der Beweis geliefert, daß er der Teufel nicht selbst sein

kann, denn wie könnte die Hölle so viele Jahre lang das Oberhaupt entbehren?“

„Vielleicht vertraute er seiner Schwiegermutter die Regentschaft an!“ meinte jemand in einem Anfluge von toller Laune.

„Das ist ebenso unsinnig, wie die Ansicht des Meisters Konrad!“ erwiderte Zibenius darauf.

„Ihr sprecht wie ein Mann, der mit den G-flogenheiten des höllischen Reiches genau Bescheid weiß, Zibenius“, ließ sich Meister Konrad in spottendem Tone vernehmen, wundert mich freilich nicht; Ihr wißt ja an den Fingern die Sterne heranzuzählen und wiesagte aus ihrer Stellung das Schicksal der Menschen, das für uns andere in Nacht und Nebel gehüllt ist. Ich bleibe dabei: Jehan Boornave ist der leidhaftige Gottseibeiuns! Zwar haben wir ihn die fünf langen Jahre hindurch in unseren Mauern gesehen — aber ich frage Euch: hat ihn jemand von Euch bei Nacht gesehen? Sicher Keiner! Wenn es doch Einer von Euch zu behaupten wagen sollte, würde ich ihm dreist ins Gesicht sagen: Du lägst!“

„Was wollt Ihr denn damit beweisen?“ fragte Zibenius.

„Das leuchtet Euch noch nicht ein? Ihr seid doch sonst ein heller Kopf! — Ich will damit nur sagen, daß Jehan Boornave jeden Abend nach seinem höllischen Reiche zurückkehrte, dort während der Nacht residierte und morgens wieder hier eintraf! Das steht im vollsten Einklange mit den Worten, die Ihr, Meister Zibenius, vorhin angeführt habt: Der Teufel gehe umher wie ein brüllender Löwe. Also der Teufel weilt nicht immer in der Hölle, er ist meist auf Reisen, um Untertanen zu werden.“

„So, so, meint Ihr's Meister Konrad,“ sagte Zibenius mit einem höhnischen Aufwerfen der Lippen, „dachte mir's doch gleich! Nur schade, daß Ihr Euch gewaltig irrt! Meint Ihr etwa, der Teufel habe sich lange fünf Jahre allein mit seinem Seelenfang auf Strahsburg beschränkt? Nein, nein, guter Freund, das kann Euch kein vernünftiger Mensch glauben, steht auch im Widerspruch mit den Worten der heiligen Schrift. Er geht umher, heißt es von dem Satanas, wie ein brüllender Löwe. Heute taucht er hier, morgen dort auf und sucht die Menschen heim, wo sie auch wohnen mögen, am eisumstarrten Nordpol oder unter dem Blauhimmel der Tropen. Jehan Boornave war hier die lange Zeit, wurde tagtäglich gesehen, deshalb auch schon kann er der Teufel nicht sein!“

Noch manches wurde hin und her für und wider die einander entgegenstehenden Ansichten des Sterndeuters und des Meisters Konrad gesprochen.

Doch Zibenius war dem Meister in der Rede bedeutend überlegen und es gelang ihm bald, Alle für seine Ansicht zu gewinnen und zu bestimmen, Jehan Boornave nicht zu töten, sondern auf andere gräßliche Weise Rache an ihm zu nehmen.

Noch in derselben Stunde brachen die Männer auf, um ihren schwarzen Plan zu verwirklichen.

Wir werden gleich sehen, was das für ein Plan war. —

Jehan Boornave eilte die Treppe hinauf, öffnete die Thür des Wohnzimmers und trat hinein. Die Läden vor den Fenstern waren niedergelassen, das Licht war ausgelöscht. Er wunderte sich darüber, tastete im Finstern umher und flüsterte den Namen: „Anna.“

Da wurde das Dunkel plötzlich von einem grellen Lichtschein erhellt.

Vier schwarzgekleidete Männer, die Gesichter mit Masken bedeckt, umringten und ergrißen ihn. Einer der Männer trug in der hochgehobenen Hand eine Blendlaterne.

Jehan Boornave erschrak und war sprachlos vor Ueberraschung; er wollte rufen, doch konnte



er nicht, die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen.

Seine Augen irrten mit dem Ausdruck tödlichen Entsetzens von Einem zum Andern.

Daß es auf keinen Scherz abgesehen war, den Freunde dem jungen Ehegatten wohl am Hochzeitsabende bereiteten, erkannte er sofort; denn einer der Männer — er glaubte an der Gestalt den Sterndeuter Zibeniüs zu erkennen — hielt in der Hand ein spitzes Messer.

Er befand sich in der Gewalt seiner Feinde. Ehe er zur vollen Erkenntnis seiner Lage kommen konnte, wurde er zu Boden gerissen, eine Hand presste sich auf seinen Mund, doch ihm saß der Atem ausging und zwei andere Hände hielten seinen Kopf wie mit eisernen Klammern fest.

Der Mann mit dem Messer kniete vor ihm nieder, während ein Anderer ihm den Schein der Blendlaterne grell ins Antlitz fallen ließ. Der Erste stieß dem Unglücklichen das Messer blitzschnell in das Auge.

Der Ärmste bäumte sich wild auf, stieß einen halberstickten Schrei aus, und verlor, von den furchtbarsten Schmerzen gefoltert, die Besinnung.

Auf gleiche Weise wurde er auch des anderen Auges beraubt.

Als die schwarze That geschehen war, schlichen sich die Verlorbenen geräuschlos aus dem Zimmer die Treppe hinab, öffneten mit einem Nachschlüssel die Thür, traten auf die Straße und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Gar bald rissen Jehan Boernade die Schmerzen wider aus der Betäubung. Er erhob sich mühsam, streckte die Arme aus und tastete vorwärts.

„Anna!“ rief er mit dumpfer Stimme. „Anna, wo bist Du?“

„Kommst Du endlich, endlich?“

So erklang aus dem nebenanliegenden Schlafgemach die silberhelle Stimme Anna's. Sie wollte die Thür öffnen, doch sie war von der anderen Seite verriegelt worden.

Das fiel ihr auf, und ein unerklärliches Angstgefühl beischlich ihr Herz und diese Angst wurde zum wilden Fieber in ihr bei den Schmerzenslauten ihres Gatten, bei seinem bangen Seuchtschreie: „Anna, Anna!“

Von dem furchtbaren Verbrechen, das soeben an ihrem Gatten verübt worden war, hatte sie keine Ahnung; es war das fast geräuschlos vor sich gegangen.

„Die Thür ist verriegelt, lieber Jehan!“ rief sie. „Deffne, öffne!“

In ihrer Ungeduld rüttelte sie an der Thür, doch vergebens.

Jehan tastete sich an der Wand entlang zur Thür, geleitet von der Stimme seines geliebten Weibes.

Er schob den Riegel zurück.

Anna öffnete die Thür, breitete sehnstüchtig die Arme aus, doch — als sie ihren Gatten erblickte, stieß sie einen herzzerreißenden Wehruf aus und taumelte zurück.

Jede Farbe wich aus ihrem Antlitz, das Blut strömte in stürmischer Wallung zu ihrem Herzen und drohte es zu zerprengen.

„Jehan! Jehan!“

Es war der Schrei einer todeswunden Seele, der sich ihren Lippen entrang.

„Anna“, lallte Jehan, „wo bist Du? Ich sehe Dich nicht mehr!“

Er stand da, an allen Gliedern bebend, mit den Händen tastend umherfahrend.

O, wie gräßlich entsetzt war er!

Die Augen hingen ihm aus den Höhlen und die Wangen waren von Blut überflössen.

„Du Armer, Du Unglücklicher! O Gott, was hat man Dir gethan? Meine Ahnung!“

Anna eilte mit diesen Worten auf ihn zu, umschlang ihn und presste ihn in wildem Schmerz an sich.

„Zibeniüs“, stammelte er, und sie wußte nun Alles.

„Du warntest mich heute nicht umsonst vor ihm“, fuhr er fort, „er nahm furchtbare Rache an mir! Anna, Anna! Er stahl mir das Licht meiner Augen! Nimmer, nimmer werde ich Dein holdes Antlitz wiedersehen, nimmer, nimmer die

Sonne, nimmer, nimmer die farbenprächtige Flur! Anna, Anna! Doch nicht allein das ist es, was mir das Herz zerreißt, nein, daß Du mich jetzt nicht mehr lieben kannst! Was bin ich nun? Ein blinder Bettler, von dessen entsetztem Angesicht sich das Auge der Liebe schauernd abwenden muß!“

„Sprich nicht so, Du Armer! Was Deine Feinde auch an Dir verbrochen haben, meine Liebe bleibt Dir gewiß! Wäre ich nicht ein verabscheuungswürdiges Geschöpf, wenn ich mich jetzt von Dir, dem Unglücklichen herzlos abwenden wollte? Nein, Jehan! Ich liebe Dich jetzt heißer denn je; zur Liebe gefellt sich das Mitleid, grenzenloses Erbarmen mit Dir, mit Deinem unverdienten Schicksal! Hast Du kein Auge mehr, meine Augen werden für Dich sehen, meine Hand wird Dich sicher leiten durch das Dunkel. Und auch Du, mein Freund, wirst mein Antlitz in dem Traume Deines Geistes erkennen, so, wie Du mich zuletzt sahst. Ich beweine Dich, Jehan, aber der Himmel wird aus dieser Thänensaat Blumen der Freude hervorsprechen lassen! Gott, der Allgerechte, wird Deine Feinde strafen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Panzer Schiff und Hebamme.) Daß ein Panzer Schiff nach einer — Hebamme ausgesandt wird, dieser wohl noch nicht vorgelommene Fall hat sich, wie ein Blatt Dänemarks berichtet, dort ereignet. Das ging so zu. Auf dem Inselchen Bogö im Kleinen Belt bedurfte eine Frau dringend einer solchen Helferin. Der Weg nach der nächsten Stadt, Affens auf Fünen, woher „Madame“ kommen sollte, war aber durch Eis versperrt. Was thun in dieser Verlegenheit? Man drohte an das Marineministerium in Kopenhagen, und dieses willigte ein, daß das in der nahen jütischen Stadt Kolbing liegende Panzer Schiff sich nach Affens begeben, um der unentbehrlichen Frau den Weg durch das Eis bis nach Bogö zu bahnen.

Durch eine Stubenfliege kam das 3 1/2 Jahr alte Söhnchen des Tischlers E. in Berlin ums Leben. Das Kind bekam vor Kurzem plötzlich die Krämpfe. Da schon seit einiger Zeit sein linkes Ohr eine unangenehme Ausdünstung zeigte, so spritzte der Arzt dieses aus. Bei der Entleerung kam — eine große Stubenfliege mit herans. Allmählich verschlechterte sich der Zustand des Kleinen und bald ging es zu Ende. Nach dem ärztlichen Gutachten hat die Fliege die tuberkulöse Gehirnentzündung, an der das Kind schließlich starb, hervorgerufen.

Aus Paris wird gemeldet: Ueber einen merkwürdigen Versuch mit Röntgen-Strahlen berichtet der Dozent der medizinischen Fakultät in Lyon, Herr Vortet, der Medizinischen Gesellschaft des Rhone Departements Folgendes: Vortet impfte sechs Meerschweinchen das Tuberkelgift ein. Drei davon wurden der Einwirkung der Röntgen-Strahlen unterworfen; bei diesen drei entwickelte sich der Tuberkel-Bozillus nicht, und zeigte sich keine pathologische Erscheinung. Bei den drei anderen Tieren fand eine rapide Entwicklung des Bozillus statt, und dieselben starben unter Erscheinungen der Tuberkulose. Vortet schließt daraus, daß der Tuberkel-Bozillus Licht nicht verträgt.

Ein Amerikaner, der sich in Ceylon aufhält, bittet einen Eingeborenen, ihm eine Stelle am Ufer der Insel zu zeigen, wo man ohne Gefahr vor Krokodilen baden könne. Der Eingeborene führt ihn zu einer solchen Stelle, wo der Amerikaner ein Bad nimmt, ohne von Krokodilen etwas zu spüren. — „Wie kommt es nur“, erkundigt er sich nachher, „daß es hier keine Krokodile giebt?“ — „Die haben Angst vor den Haifischen!“

(Das Pschorrbräu) muß doch ein süßiger Tropfen sein. Die Branerei G. Pschorr-München hat, wie das „Centralbl. für Grundst. und Hyp.-Verk.“ berichtet, das Goldel'sche Grundstück Friedrichstraße 167 in Berlin

für den Preis von 667.000 Mk. für die Quadratrute angekauft. Unseres Wissens ist dies der höchste Preis, der bisher für ein Grundstück in der betreffenden wertvollsten Gegend Berlins angelegt worden ist.

(Welches Tier ist das fleißigste?) Dies ist entschieden die Biene, denn nach einer in neuerer Zeit angestellten eingehenden Untersuchung hat man gefunden, daß ein solches Tier nicht weniger als 7.500.000 einzelner Blüten auszusaugen hat, um ein Kilo Naturhonig, reinen Zucker, einzusammeln. Das Gewicht einer zu Sammeln ausfliegenden Biene beträgt durchschnittlich noch nicht ganz 1/10 Gramm. Kehrt sie jedoch mit Honig beladen nach ihrem Stock zurück, so wiegt sie 1/4 Gramm; sie befördert somit das Doppelte ihres eigenen Gewichtes. Wenn man die einfache und seine Bauart dieses nützlichsten aller Insekten in Betracht zieht und mit der von ihm geleisteten Riesenarbeit vergleicht, kann man sich einen Begriff von der verhältnismäßig großen Kraft des Tierchens machen.

(Zur Geschichte des Kusses.) Zu Ende des 17. Jahrhunderts war es üblich, so erzählt Sir Walter Besant, daß jeder Herr, der einer Dame vorgestellt wurde, dieselbe umarmte. In den Theaterstücken jener Zeit wird fast bei jeder Begegnung zwischen Herren und Damen ein Kuß vorgeschrieben. Wenn ein Fräulein zum Altare tritt, erhielt es von der ganzen anwesenden Herrengesellschaft einen Gratulationskuß. Wann diese Sitte abkam, ist nicht genau festzustellen; aber schon das 18. Jahrhundert war mit Rüssen nicht mehr so freigebig. Uebrigens galt in England das Küssen unter Männern — was heute als grobe Unkeuschheit angesehen werden würde — schon zu jenen schönen Zeiten als nicht mehr modern.

(Ein Badewagen im Eisenbahnzuge.) Kürzlich ist in England ein Badewagen zur Benutzung für Reisende patentiert worden. Die Bellen liegen auf beiden Seiten des durchlaufenden Ganges, enthalten je eine Badewanne und allen Comfort, den man von einem eleganten Baderaum verlangen kann. Das heiße Wasser wird entweder unmittelbar von der Lokomotive aus in den Wagen geführt oder in Behältern auf dem Dache desselben mitgeführt und durch eine von der Lokomotive bediente Dampfleitung erhitzt. Als Wärter werden geübte Massöre angestellt.

(Spiegel zu putzen.) Man putze mit ganz feiner Druckmalkatur den Spiegel, nachdem man ihn vorher mit Kornbranntwein und einem leinernen Luche abgewaschen hat. Um dem Glase den höchsten Glanz zu geben, nehme man ein scharfes Messer, schabe ganz fein von einer Gänsefeder ab, lege dieses Geschäbzel auf ein Stückchen Handschuhleder und reibe den Spiegel damit; es nimmt allen Staub und alle Schmutzteile vom Glase ab, wenn sie auch noch so fein sind. Durch das Anhauchen mit dem Munde wirkt dieses Abreiben um so eher.

[Gut herausgeredet.] A.: „Sie gähnen? Meine Erzählung scheint Sie also zu langweilen!“ — B.: „Durchaus nicht, ich sperre nur Mund und Nase auf über das, was Sie mir erzählen!“

[Auflösung des Citatenrätsels in Nr. 25. Getel.]

Richtig gelöst von Kartha Kainer, Rob. Hilbereisen und Rudolf Hartmann in Neuenbürg.

Krithmogryph.

- 5 9 4 ein Fluß in Rußland
- 6 3 10 2 1 ein Baum
- 1 10 7 1 ein Strom
- 3 4 5 1 4 ein Gebirge
- 14 8 9 11 ein Gott der alten Deutschen
- 8 9 11 10 3 4 5 ein Land in Europa
- 13 5 11 10 3 4 5 eine Stadt in Oesterreich
- 9 11 12 1 10 ein Blasinstrument
- 11 1 8 ein Säugtier.

Sind die richtig gefundenen Wörter richtig geordnet, so ergeben die Anfangsbuchstaben eine griechische Göttin. H. J. i. H.